

## **Rede anlässlich der Diplomfeier des Otto-Suhr-Instituts am 8. Februar 2008**

*David Hachfeld - [post@davidhachfeld.de](mailto:post@davidhachfeld.de)*

Liebe Absolventinnen und Absolventen, liebe Angehörige, Freunde und Gäste des Instituts, ein wesentliches Merkmal des Studiums der Politikwissenschaft am OSI ist die Vielfalt der Wege, die durch es hindurchführen. Uns Absolventinnen und Absolventen eint zwar die Tatsache, dass wir heute eine Abschlussurkunde überreicht bekommen – doch wenn wir gefragt würden was unser Studium ausgemacht hat, wie und warum wir dazu gekommen sind hier zu studieren, was wir mitgenommen und gegeben haben und wie wir nun in die Zukunft blicken, so wäre das Spektrum an Antworten breit. Wohl so breit, dass jemand, der das OSI nicht kennt, leicht auf die Idee kommen könnte, wir hätten an ganz verschiedenen Orten unterschiedliche Fächer studiert.

So sehr ich diese Vielfalt sonst schätze – so sehr bringt sie mich heute doch in Bedrängnis. Was soll man in einer Abschlussrede am OSI sagen, wenn die Erfahrungen, die die Zuhörerinnen und Zuhörer am Institut gemacht haben, so unterschiedlich sind? Gibt es nicht vielleicht doch etwas, was uns abgesehen vom mehrjährigen gemeinsamen Aufenthalt in diesen Räumen verbindet?

Oh wie verlockend wäre da doch die Vorstellung, ein Studium am OSI wäre ein einheitlicher Produktionsprozess, der in regelmäßigen Abständen halbwegs gleichförmige Produkte, Politologinnen und Politologen, ausspuckt. Die Abschlussurkunde wäre dann gewissermaßen ein Produktetikett und der Hinweis „Otto-Suhr-Institut, Freie Universität Berlin“ eine Herkunftsbezeichnung, die etwas über die Qualität und Beschaffenheit des Produktes aussagen würde.

Nun, Bestrebungen, unser Studium einheitlicher zu machen, die Inhalte unseres Faches zu kanonisieren und eine überschaubare Anzahl von Berufsbildern zu definieren hat es immer wieder gegeben. Auslöser dieser Versuche können materielle Zwänge von Außen sein, wie etwa die massiven Kürzungen von Stellen und Finanzmittel, die nicht nur unser politikwissenschaftliches Institut zu spüren bekommt. Doch auch unabhängig von äußeren Zwängen gibt es aus dem Fach heraus immer wieder Versuche der Definition von Kern- und Randinhalten der Disziplin. Lässt man mal beiseite, dass sich in diesen Versuchen stets auch Machtkämpfe und persönliche Eitelkeiten der Beteiligten widerspiegeln, so können diese Versuche auch als Suche nach Orientierung verstanden werden: Wie in kaum einem anderen Fach wurde und wird in der Politikwissenschaft darum gerungen, was diese Wissenschaft

eigentlich ausmacht und welchen Sinn sie hat. Es ist ein Charakteristikum unserer Disziplin, dass selbst die Frage, wie denn der Gegenstand unserer Wissenschaft – Politik – zu definieren ist, zu heftigen Auseinandersetzungen führen kann. Ich halte die Versuche der Kanonisierung für durchaus interessant – denn in der Auseinandersetzungen mit ihnen wird man selbst immer wieder angeregt darüber nachzudenken, was denn das eigene Studium eigentlich ausmacht. Letztendlich ist die Kanonisierung der Politikwissenschaft jedoch zum Scheitern verurteilt. Gelänge es tatsächlich einmal einen Konsens über die Kerninhalte des Faches zu definieren, so hätte man ein wesentliches Merkmal, ja eine notwendige Bedingung unserer Disziplin beerdigt: das ständige Infragestellen des Bestehenden, die Konfrontation sicher geglaubter Erkenntnisse und Theorien mit neuen Ansätzen. Politikwissenschaft lebt eben gerade davon, sich immer wieder zu erneuern und offensiv nach neuen Wegen zu Suchen. Dass wir ganz unterschiedliche Wege durch unser Studium gefunden haben, ist vielleicht auch ein Ausdruck davon, dass es am OSI immer noch eine gewisse Vielfalt gibt. Allerdings darf das nicht darüber hinwegtäuschen, dass diese Vielfalt in den vergangenen Jahren erheblich eingeschränkt wurde. Einerseits hängt dies mit finanziellen Kürzungen zusammen: Am Anfang meines Studiums gab es am Institut noch deutlich über 20 Lehrstühle – in ein paar Jahren werden es noch 12,5 sein. Der Wegfall von Professuren, und vor allem auch der weniger beachtete Wegfall von den damit zusammenhängenden wissenschaftlichen Mitarbeiterstellen, haben tiefe Lücken gerissen, die auch durch die Neuberufungen der letzten Jahre nicht kompensiert werden konnten. Hinzu kommt, dass es heute so gut wie keine Mittel mehr zur Finanzierung von ohnehin unterbezahlten Lehrbeauftragten gibt. Ja, selbst nichtvergütete Lehraufträge sind in den letzten Jahren mit der Begründung gestrichen worden, sie würden die Studienkapazitäten erhöhen. Ganze Bereiche, wie etwa die Politische Geschichte sind weggefallen, und Initiativen, neue Aspekte, wie etwa die politische Geographie oder die politische Psychologie in der Lehre am Institut zu verankern, gehen meist von engagierten Einzelpersonen aus und finden kaum institutionellen Rückhalt. Neben den finanziellen Ursachen spielt bei der Einschränkung der Vielfalt am Institut auch der unter dem Stichwort „Modularisierung“ vorangetriebene Umbau der Studiengänge eine Rolle. Der Bolognaprozess ist am Institut kaum kritisch hinterfragt worden. Stattdessen ist er weitgehend als Sachzwang aufgefasst worden, dem man sich nun anzupassen habe. Damit ich nicht falsch verstanden werde: einige Aspekte des Bolognaprozesses halte ich für durchaus begrüßenswert. Doch ich finde es problematisch, dass man sich beim Basteln neuer Studiengänge am OSI nur wenig Gedanken gemacht hat, wie sich eine von ihrer Heterogenität lebende Disziplin mit den externen Vorgaben verträgt. Anstatt die Reform tatsächlich mal zu

einer institutsinternen Debatte über das Wesen und den Stand der Disziplin zu nutzen, hat man eher pragmatisch geschaut, was denn die derzeit am Institut Lehrenden anbieten können und wollen, und daraus Module in der vom Präsidium der FU gewünschten Weise gebastelt. Spätestens als es dann darum ging, Modulbeschreibungen zu formulieren, also gewissermaßen so etwas wie passende Etiketten für die einzelne Teile zu finden, dürfte der einen oder dem anderen aufgefallen sein, dass sich die Politikwissenschaft eben nicht so richtig in passende Portionen aufteilen lässt. Nun, einige Fehler der neuen Ordnungen wurden inzwischen korrigiert. Doch im Kern haben wir unverändert eine Studienstruktur, die es den Studierenden erschwert, sich einen eigenen Weg durch das Studium zu suchen. In Zeiten von Campusmanagement und Kontingentabkommen zwischen Fachbereichen ist es nicht mehr erwünscht, ja zum Teil sogar unmöglich, dass sich Studierende auch mal in anderen Fächern oder anderen Universitäten der Region umschauchen. Und auch unser Fach schottet seine Lehrveranstaltungen durch Anmeldepflichten und Anwesenheitskontrollen zunehmend gegenüber Externen ab.

Ein Studium wird in Zeiten von Bologna meist als linearer Prozess verstanden: Studierende müssen während des Studiums klar definierte Stationen durchlaufen, überall lernen sie ein wenig dazu, und am Ende, wenn sie alle vorgesehenen Stationen absolviert haben, haben sie alles notwendige gelernt und bekommen als Belohnung ein Etikett, dass sie als Politologin oder Politologe ausweist. Doch Lernprozesse verlaufen nur selten so linear – zum Glück. Es sind die Umwege, das Schnuppern in fremden Gebieten, das Hinterfragen und Verwerfen von gelerntem und das Suchen nach neuen Antworten, die das Studium der Politikwissenschaft spannend machen. Und es täte dem OSI gut, die Vielfalt der Wege und Umwege seiner Studierenden als Stärke zu begreifen – und offensiver als in den letzten Jahren für diese Heterogenität einzutreten.

Wenn Politikwissenschaft aber, wie ich es hier behaupte, eine Wissenschaftsdisziplin ist, die von ihrer Heterogenität lebt und die Schwierigkeiten hat, ihren Gegenstand eindeutig zu definieren – was macht sie denn überhaupt aus? Die Frage, was Politikwissenschaft ist und wozu sie da ist, steht mindestens seit es das Fach als eigenständige Disziplin an den Universitäten gibt im Raum. Es gibt viele interessante Versuche, darauf eine Antwort zu finden. Dennoch wird die Suche nach weiteren Antworten wohl nie aufhören, und ich denke, dass eben dies typisch für unser Fach ist: Wir Politologen neigen dazu, uns nicht mit bestehenden Antworten zufrieden zu geben, sondern begeben uns immer wieder auf die Suche nach neuen. Dieses rastlose Hinterfragen von Bestehendem ist es wohl auch, was dafür verantwortlich ist, dass wir uns niemals darüber einig sein werden, was denn auf einem

Etikett für unser Fach stehen könnte. Genau darin sehe ich eine entscheidende Stärke unseres Fachs. Und ich denke, dass die Angewohnheit, Etiketten zu misstrauen und den Dingen auf den Grund zu gehen eine Fähigkeit ist, die wir alle, oder doch zumindest die meisten von uns, in den Jahren am OSI geschärft haben.

Schließlich kommt man daran in unserem Studium nicht vorbei. Die Politik ist voller Etiketten, und wir haben uns damit befasst, hinter sie zu schauen. Wenn von Friedenssicherung die Rede war, fragten wir danach, was Frieden ist und wessen Frieden eigentlich gesichert wird, wenn wir uns mit Partizipationsprozessen befasst haben, stellten wir die Frage, wer dabei ausgegrenzt wird, und ging es um Geschlechtergerechtigkeit, drehte sich die Diskussion im Seminar zunächst einmal um die Frage, was denn mit Geschlecht überhaupt gemeint ist.

Doch nicht nur bei den Inhalten unseres Studiums haben wir das kritische Nachhaken gelernt. Auch die Universitätspolitik, das merkt man schnell, wenn man sich mal mit ihr befasst, ist voller Etiketten, die von uns in Frage gestellt werden wollen. Als man uns 2003 erklärte, die Kürzung der Etats der Berliner Universitäten um 75 Mio. Euro jährlich sei ein unausweichlicher Sachzwang, nahmen viele von uns dies zum Anlass, die Prämissen der Haushaltspolitik Berlins zu hinterfragen und traten, um dafür genügend Zeit zu haben, in den Streik. Andere wiederum nahmen dies zum Anlass um zu hinterfragen, ob das Etikett „Streik“ für das, was im Winter 2003/2004 passierte nicht auch irreführend ist.

Nicht zuletzt ist der Kurs der FU im Eliten- bzw. Exzellenzwettbewerb ein Paradies für Politologinnen und Politologen auf der Suche nach Etiketten. Schließlich ist es eine wesentliche Strategie des Präsidiums unserer Universität, neue, schöne und wohlklingende, letztendlich aber doch meist nichtssagende oder irreführende Beschreibungen zu erfinden. Das in letzter Zeit propagierte Universitätsmotto „Zukunft von Anfang an“ ist dafür eben so ein Beispiel wie Verwendung der Euphemismen „Profilschärfung“ oder „Clusterbildung“, wenn ganze Fächer oder Fachrichtungen abgeschafft werden. Das wohl absurdeste Beispiel in diesem Zusammenhang ist die Tatsache, dass jeder Brief, der seit dem Tag der Entscheidung der zweiten Runde des Exzellenzwettbewerbs die Poststelle der FU verlässt einen Aufkleber mit der Aufschrift „excellence-fu.de“ aufgedrückt bekommt.

Dieses Agieren der FU im Exzellenzwettbewerb wirkt fast ein wenig so, als hätte das Präsidium in Dahlem ein paar Weinstöcke entdeckt und versuche nun, den daraus gewonnenen Wein zu vermarkten. Anstatt sich jedoch ernsthaft mit der Beschaffenheit des Produkts zu befassen, konzentriert man sich auf die äußere Gestalt. Das Etikett muss toll klingen, und so werden schöne Begriffe aus der Taufe gehoben. Und wenn kurz bevor eine

externe Gutachterkommission die FU besucht noch hastig Wände gestrichen, neue Teppiche verlegt und die Blumenbeete vor der Silberlaube neu bepflanzt werden, kommt es einem vor, als versuchten die Dahlemer Weinbauern, einen Käufer dadurch zu beeindrucken, dass sie die Schraubverschlüsse ihrer Weinflaschen noch schnell durch Naturkorken ersetzen.

Das Verhältnis von Politologen zum Gegenstand ihrer Wissenschaft, der Politik, ist vergleichbar mit den Verhältnis von Sommeliers zum Wein. So wie die Politologen den Etiketten der Politik misstrauen und die Hintergründe erforschen wollen, nehmen Sommeliers zwar die Etiketten von Weinflaschen zur Kenntnis, lassen sich jedoch nicht davon abbringen, die Flaschen zu entkorken, um ihrem Inhalt auf den Grund zu gehen. Auch bei der tieferen Beschäftigung mit ihrem Gegenstand ähneln sich die beiden Gruppen: sie werden in den meisten Fällen zu sehr unterschiedlichen Urteilen kommen, denn ihre Vorlieben und Prämissen beeinflussen ihre Bewertung. Auch fällt es beiden Gruppen aufgrund der Komplexität ihrer Gegenstände oft schwer, eindeutige und allgemeinverständliche Worte für ihre Beurteilungen zu finden. Nicht zuletzt gibt es unter Politologen und Sommeliers ähnlich unterschiedliche Meinungen darüber, wie intensiv man selbst in seinen Gegenstand eintauchen soll. Soll man nur vorsichtig kosten, ja am besten gleich wieder ausspucken, um einen klaren Kopf zu behalten, der einem ein möglichst objektives Urteil ermöglicht? Oder ist eine kräftiger Schluck notwendig, um tatsächlich alle Dimensionen des Gegenstands zu begreifen?

Nun die Wege, die wir nun nach dem Abschluss einschlagen werden, sind unterschiedlich. Und wohl nur eine Minderheit von uns weiß heute schon, was sie in den kommenden Jahren machen wird. Doch ich hoffe, dass es uns, wo auch immer wir mal landen werden, gelingt, die hier am OSI trainierten Fähigkeiten dafür einzusetzen, immer wieder scheinbar Eindeutiges zu hinterfragen, Missstände klar zu benennen und neue und bessere Antworten auf drängende Fragen zu finden, und nicht um selbst Wahrheiten durch irreführende Etiketten zu verschleiern.